



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berlin die Stimme Deutschlands?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

pfung eines uns alle bedrohenden Umsturzes, zu dessen Abwehr sich Konservative, Nationalliberale und Zentrumsanhänger mit den Freisinnigen vereinigen können. Sehr schön, wenn nur die Thaten und Folgen des Freisinn nicht in so kräftigem Widerspruch zu solchen Worten stünden! Denn das wird doch jeder zugeben müssen, der nicht so kurzfristig ist, wie Richters Buchbindermeister, daß nichts so sehr dazu beiträgt das Kleinbürgertum zu schwächen, den kleinen Bauern vollends die Taschen zu leeren, die Selbständigkeit des Mittelstands zu untergraben und damit der Sozialdemokratie in die Hände zu arbeiten, als die einseitige Befolgung der Lehren des Manchesterturns und die Proklamirung der schrankenlosen persönlichen Freiheit und der entfesselten Konkurrenz des Großkapitals, die an niemand einen beredteren Anwalt hat, als eben am Freisinn. Darum ist Herr Richter trotz seines schönen Büchleins in Wahrheit nicht ein Gegner, sondern ein Verbündeter, und sein Freisinn nicht eine Bekämpfung, sondern eine Vorfrucht der Sozialdemokratie.



Berlin die Stimme Deutschlands?



ie letzten Tage des alten Jahres haben den Berliner Zeitungen wieder reichlich Gelegenheit gegeben, Dithyramben auf die Reichshauptstadt anzustimmen. Nicht genug thun können sich die Blätter darin, und seltsamerweise gerade die jüdischen, alles zu rühmen und zu preisen, was Berlin im verflossenen Jahre erstrebt und erreicht hat. Ja man merkt es den Lobesartikeln ordentlich an, mit welchem Behagen und welcher Selbstgefälligkeit sie geschrieben worden sind, wie eifrig sich die Verfasser bemühen, den dummen Provinzialen und andern Reichsdeutschen klar zu machen, daß Berlin jetzt wirklich Deutschlands Kopf und Herz geworden sei, und daß man in allen politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen und litterarischen Fragen das Urtheil Berlins als die Stimme Deutschlands anzuerkennen habe. Wir sind im Reiche seit Jahren an eine gute Portion Anmaßung der Berliner gewöhnt und haben dazu geschwiegen, aber diese Unverfrorenheit, sich dem Auslande gegenüber als die maßgebenden Vertreter des wahren Deutschtums aufzuspielen, müssen wir denn doch energigisch zurückweisen. So lange wir in Deutschland noch Städte wie Köln, Stuttgart, München und Leipzig haben, werden wir Berlin niemals das Recht einräumen, sich zum Führer Deutschlands und zum Träger deutscher Sitte und deutschen Geistes aufzuwerfen.

Wir halten es, ehrlich gestanden, in nationaler Beziehung für einen Mißgriff, daß man Berlin seinerzeit zur Reichshauptstadt gemacht hat, denn eine im Reiche allgemein so unbeliebte Stadt zum Mittelpunkt eines nur locker zusammengehaltenen Staatswesens wählen, heißt denn doch den Einheitsgedanken auf eine harte Probe stellen. Mit großer Freude wurde es begrüßt, als man das Reichsgericht nach Leipzig legte und damit gleichsam den Plan durchbrach, die ganze Reichsmaschine in Berlin aufzubauen. Man hätte nur noch weiter gehen und auch für den Reichstag eine andre Stadt auswählen sollen. Es würde das sicher zum Segen für Deutschland gewesen sein; wenigstens würden dann die Abgeordneten, etwa in Kassel oder in Hannover, mit größerer Ruhe und Sammlung arbeiten und mehr mit Herz und Geist bei der Sache sein, als inmitten der betäubenden Zerstreuungen einer Millionenstadt. Für einige wäre es dann ganz überflüssig, ihre Reden aus dem Fenster zu halten, für andre würde die geheime Angst vor dem Berliner Janhagel und seinen Barrikaden verschwinden.

Nachdem Berlin nun zwanzig Jahre lang die erste Stelle im Reiche eingenommen hat, müssen wir eingestehen, daß es sich dieser Ehre sehr wenig würdig gezeigt, daß es nicht das Geringste dazu gethan hat, die deutsche Einheit zu pflegen, die Gegensätze im Reiche zu versöhnen und ein Vorbild für die deutschen Städte zu sein. Wir brauchen hierbei nicht an die zahllosen grauenhaften Szenen voll sittlicher Verworfenheit zu erinnern, die sich im letzten Jahre in Berlin abgespielt haben, nicht an die betrügerischen Bankrotte angesehener Bankhäuser, nicht an den brutalen Materialismus, die frivolen Grundsätze und Lebensanschauungen, die den größten Teil der Berliner Handelswelt beherrschen — das alles ist noch frisch in jedermanns Gedächtnis und trägt schwerlich dazu bei, im Reiche Achtung und Sympathie für die Hauptstadt zu erwecken. Je mehr wir uns mit dem Charakter des heutigen Berlins beschäftigen, desto mehr drängt sich uns die Ansicht auf, daß wir in Berlin das Wesen zweier Städte in unangenehmer Mischung wiederfinden, das von Warschau und das von Paris. Was von dem alten Berlin, das schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig von dem geblieben, kernigen alten Märkertum aufzuweisen hat, als Ingrediens zu dieser charakteristischen Mischung hinzukommt, das ist die geschwägige, renommirende Halbbildung, das selbstgefällige „schnoddrige“ Wesen, das platte, geistlose Philistertum mit seinem ewigen Biersaufen und Statspielen, die stumpfsinnige Reiseumut, die reist, nur um da und dort gewesen zu sein, die kindische Neugierde, die Klatsch- und Skandal sucht der Bourgeoisie, und das blasirte, schneidig thunende Jagkentum der Geld- und Geburtsaristokratie. Daß aus solcher durch die geschichtliche Vergangenheit, durch die geographische Lage und andre Verhältnisse bewirkten Mischung nichts Gesundes und Erfreuliches hervorgehen kann, ist doch klar. Daher die völlige Urteilslosigkeit und Ver-

bohrtheit des großen Berliner Publikums in allen politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und litterarischen Fragen. Dieselbe Hurrathanaillie, die begeistert die Friedrichsstraße hinunterzieht, wenn der Kaiser vom Tempelhofer Felde zurückkehrt, geht wenige Augenblicke später ins Wahllokal, um gegen Kaiser und Reich zu stimmen. Der ganze Weltskandal, den Kochs jüdische Adepten gegen seinen Willen mit seinem unfertigen Heilmittel in so empörender Weise verursacht haben und der im Auslande der deutschen Wissenschaft und der deutschen Ehrlichkeit einen so unermesslichen Schaden gebracht hat, ist von Berlin und der Berliner Presse ausgegangen.

Und nun Berlin und die Kunst! Du lieber Gott! Welche Gedankenarmut, Geschmacklosigkeit und Oberflächlichkeit Berlin in seinen Bauten offen zur Schau stellt, wie geradezu kläglich sich seine Leistungen in der Bildhauerkunst und in der Malerei zeigen, das braucht man Eingeweihten, die sich durch Blender und Schaumschläger nicht irreleiten lassen, nicht mehr zu sagen. Über die Berliner Musik wollen wir am liebsten ganz schweigen. Den verständigen Berlinern wird in dieser Beziehung ob ihrer Gottähnlichkeit auch allmählich bange. Um so mehr beanspruchen sie die Führerschaft in Deutschland auf litterarischem Gebiete, wie das Karl Frenzel neulich mit dem Brusttone der Überzeugung geradezu ausgesprochen hat. Diese Anschauung, daß Berlin der Mittelpunkt des deutschen geistigen Lebens, die „Metropole der Intelligenz“ sei, ist immer wieder mit so viel Keckheit und so hartnäckiger Ausdauer von der jüdischen Presse verkündet worden, daß selbst alte, angesehene Zeitschriften darauf hineingefallen und aus ihren bewährten Sigen nach dem vermeintlichen Jungbrunnen alles Geistes, nach Berlin, übergesiedelt sind.

Und wer sind denn nun in Berlin, abgesehen von den wenigen vornehmen, von der litterarischen Clique überschauten Größen, die gepriesenen Träger des deutschen Geistes und der deutschen Litteratur? Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Hugo Lubliner, Fritz Mauthner und etwa ein Duzend krummbeiniger litterarischer Daumenlutscher, die alle zu Füßen des „großartigen“ Wilhelm Scherer gegessen haben — der hat die ganze Gesellschaft und die ganze Berliner Judenlitteratur auf dem Gewissen —, diese Geister beherrschen den deutschen Parnas, sie sind die Tonangeber auf dichterischem Gebiete und maßen sich an, über die deutsche Litteratur zu Gericht zu sitzen und den deutschen Kunstgeschmack und die deutsche Sprache in neue Bahnen zu lenken — es ist eine Schande!

Selbst dem mit Spreewasser getauften Paul Heyse ist das Gebahren dieser Berliner Litteratengesellschaft denn doch zu stark. In einer seiner letzten Novellen sagt er: „Würden Sie es für ein Glück halten, wenn auch bei uns, wie in Frankreich, die Reichshauptstadt eine Diktatur des Geschmacks ausübte? Ich weiß, sie bilden sich dort bereits so etwas ein. Aber mir ist

nicht bange, daß es Ernst damit werden möchte. Unser deutsches Stammesgefühl ist allzu mächtig, wir werden uns einer ästhetischen Suprematie niemals unterwerfen, die schließlich dahin führt, daß nicht mehr die deutsche Nation über Werke des Genius ihren Spruch fällt, sondern eine aus sehr zweifelhaften Elementen zusammengewehlte üppige Gesellschaft.“ Ähnlich urteilt Friedrich Lange, einer von den wenigen unabhängigen Berliner Schriftstellern: „Ich werde mich um des deutschen Volkes und des deutschen Geschmacks willen niemals zu der Behauptung bereit finden lassen, daß das geistige Berlin, das Berlin der Kunst und Litteratur, so wie es sich heute darstellt, der berechnigte Vertreter ganz Deutschlands zu heißen verdiene.“

Die Grenzboten haben wiederholt auf die betäubende Thatsache hingewiesen, daß sich unsre schöngeistige Litteratur in Folge des Berliner Einflusses fortwährend in absteigender Linie bewegt trotz der überall üppig emporwuchernden Zeitschriften, trotz der stetig wachsenden Flut novellistischer Erzeugnisse, trotz der sich förmlich drängenden, mit allem Pathos und aller Selbstberäucherung abgehaltenen Schriftstellertage. Von einer auf deutschem Denken und Empfinden ruhenden Selbstständigkeit des litterarischen Schaffens ist schon lange keine Spur mehr zu finden. Eine nationale Überlieferung giebt es hier überhaupt nicht mehr. Der feste Boden, den frühere Geister geschaffen haben, und der unter kundigen Händen viele urwüchsige und eigenartige Stämme hätte hervorbringen können, liegt brach, öde oder versandet da. Auf neugewähltem, verfliegendem Dünenande oder schwankendem Moorgrunde glaubt man mit seiner Kunst selbständiger zu sein, ein leichteres Spiel zu haben und fruchtbarer zu schaffen. Und welches Bild bietet sich nun dem Beobachter dar! Nach Norden und Süden, nach Osten und Westen sieht man diese Schriftsteller ängstlich greifen; bei allen Nationen sieht man sie unstet umherschweifen, und überall sammeln und juchen sie im Ausland Anregungen, Stimmungen, Probleme, geistige und seelische Verirrungen, neue „Dokumente des Menschengeschlechts,“ um ihre ohnmächtige Phantasie immer von neuem künstlich aufzureizen. Bald hängen sie sich an die Thranjolle der Norweger, bald schleppen sie sich durch die dumpfe Wutluft der Russen, bald klammern sie sich an die Mistkarre der Franzosen. Je schwüler und verdächtiger die Atmosphäre ist, desto fieberhafter arbeitet die Einbildungskraft, desto sicherer und effektvoller werden noch halbwegs gesunde Zustände zu krankhaften umgewandelt, desto gelassener und behaglicher werden selbst die widerwärtigsten Dinge in das harmlose Gewand der Familienerzählungen gekleidet. Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Geschmacks- und Gedankenlosigkeit der Leser, die derartige litterarische Kost ohne Widerwillen einnehmen, oder über den Unverstand und die Urteilslosigkeit der Redaktionen, die solches Zeug abdrucken und ihren Lesern vorsetzen.

Es ist tieftraurig, zu sehen, in wessen Händen sich die Pflege unsrer Litteratur befindet, aber noch betrübender ist die Wahrnehmung, daß sich unsre gebildeten Männer immer mehr von ihr zurückziehen und mit den Dichtungen der Gegenwart nichts mehr zu schaffen haben wollen, weil ihnen die Schriftsteller zuwider sind. Man sollte doch bedenken, daß ein Geschlecht, das für sein geistiges und seelisches Leben keinen dichterischen Ausdruck zu finden vermag, im Strome der Geschichte verschwindet, und daß keine Staatsaktionen, keine Schlachten und Eroberungen es vor diesem Schicksal bewahren können. Es steckt in unsern höhern Beamten, in unsern Offizieren und Landwirten so viel gesundes Urteil, so viel feiner litterarischer Geschmack, so viel schöpferischer Geist; warum greifen sie nicht ordnend und fördernd, ermunternd und verurteilend in die Litteratur der Gegenwart ein? Die Nachwelt würde ihnen Dank zollen, wenn sie das geistige Erbe unsrer Väter als ein heiliges Besitztum unsers Volkes hochzuhalten verstünden. Wir haben in Deutschland so viele Fürsten, warum nimmt sich keiner des armen Aschenbrödel an, warum gehen sie alle naserümpfend an ihm vorüber? Wahrlich, wir sind eine beklagenswerte Nation!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zweierlei Maß. Wenn sich die Partei, die sich in ihrer rühmenswerten Bescheidenheit als die „freisinnige“ bezeichnet, im Gegensatz zur Regierung befindet und gegen deren Vorlagen redet und stimmt, dann beweist sie damit Charakterfestigkeit, Gefinnungstüchtigkeit und „Männerstolz vor Königsthronen.“ Wer in solchem Falle mit der Regierung geht, giebt die Rechte des Volkes preis, ist ein „liebedienerischer,“ „serviler“ Streber, macht sich des Byzantinismus schuldig, oder wie sonst die urdeutschen Worte heißen mögen, mit denen eine gänzlich un-deutsche Presse Eigenschaften bezeichnet, die dem deutschen Wesen fremd sind. Wenn aber, wie in den Handelsverträgen, Männer der konservativen Partei, die ebenso das Recht wie die Pflicht haben, den ihnen schädlich erscheinenden Vorlagen der Regierung zu widersprechen, es wagen, dieses Recht und diese Pflicht auszuüben, dann bezeichnet dieselbe Presse, wenn sie die Vorlagen der Regierung gutheißt, jene Männer, die ehrlich nach ihrer besten Überzeugung handeln, mit dem verächtlichen Namen der „Fronde.“ Diese Presse, die sich selbst frei von allen Vorurteilen dünkt, ist außer stande, auch nur das erste Vorurteil zu überwinden, sie achtet nicht einmal die ehrliche Überzeugung des Gegners. Wären unsre Zustände gesund, dann wäre eine solche Behandlung politischer Gegner nicht denkbar, oder sie würde doch wenigstens, wenn sie sich hervorwagen sollte, von der Ent-rüstung des ganzen Volkes hinweggefegt werden. Was aber geschieht bei uns?